

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 59=79 (1913)

Heft: 17

Artikel: Kriegslehren

Autor: Brunner, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-30443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus dem letzten Dienst lautet: Für Bataillon 87 der richtige Kommandant, ruhig, sehr gewissenhaft, durchaus soldatischer Charakter“. (Zu Beginn der Sitzung verlesenes Schreiben des Chefs des Schweizerischen Militärdepartements an die Regierung von Uri.)

Was von den Herren der Opposition gegen die Wahl gesagt wurde, soll hier nicht bloßgelegt werden; für das, um das es sich hier handelt, ist genügend, daß da Standpunkte eingenommen und Ansichten ausgesprochen wurden, die niemals bei der Behandlung von Kommandobesetzungen geltend gemacht und bei der Entscheidung bestimmend sein dürfen. Weil der Major Epp die Charakter-Eigenschaften hat, die ihn für das Kommando dieses Bataillons besonders befähigt machen, wollen ihn seine Landsleute nicht; er war vor drei Jahren einer Emeute, *so wie es seine Pflicht war*, entgegengetreten und hatte den Feldweibel, der die Schildwache mit der Faust schlug, weil sie ihre Pflicht tat, arretieren lassen!

Niemals werde ich annehmen, daß die Leute, die den Beschluß des Landrates veranlaßten, eine klare Vorstellung davon hatten, was ihr Vorgehen bedeutet, daß sie sich Rechenschaft darüber gaben, das Militärwesen eines Landes müsse zu einer verächtlichen Farce werden, wenn solche Denkweise auf die Besetzung der Führerstellen von Einfluß sein dürfe. —

Aber gerade darin, daß von Leuten, die in aller Herzensunschuld die Fundamente der militärischen Ordnung untergraben, abhängig sein kann, wer als Truppenführer ernannt wird, liegt die Notwendigkeit, die staatlichen Institutionen zu ändern, unter denen so etwas möglich ist.

Der Vorfall mit Uri beweist, daß alle Kautelen: Fähigkeitszeugnis, Beförderungsbedingungen etc. nicht genügen, um unser Wehrwesen vor sachfeindlichen Mißbrauchs des kantonalen Ernennungsrechts ihrer Offiziere zu schützen. Und wenn schon in den meisten Kantonen und vorwiegend in den großen solcher Mißbrauch nicht mehr vorkommt, so muß doch der vorliegende Beweis, daß er vorkommen kann, zu einer Aenderung der Institutionen zwingen.

Es sei noch einmal gesagt. Die kurze Ausbildungszeit der Miliz macht es ungeheuer schwer, ein Wehrwesen zu erschaffen, das Vertrauen verdient. Man hat das Recht, zu verlangen, daß zu diesen unvermeidlichen Schwierigkeiten nicht noch andere hinzukommen, die vermieden werden können. Je verheerender die Waffenwirkung wird, desto bedeutungsvoller wird die Persönlichkeit für den kriegerischen Erfolg. Je weniger Zeit gewährt wird, um durch militärische Erziehung und Eingewöhnung militärische Zuverlässigkeit in der Truppe zu entwickeln, desto höhere Anforderungen müssen an die Persönlichkeit des Führers gestellt werden. Nicht derjenige, „der sich bei der Truppe beliebt zu machen weiß“, ist der rechte Führer der Miliz (wie ein harmloser Mann im Urner Landrat dozierte), sondern derjenige, der durch die Festigkeit seines Charakters, durch seine Entschlossenheit und Furchtlosigkeit seinen Untergebenen imponiert und sich dadurch Vertrauen erzwingt.

Das sind die Führer, die wir haben und uns sorgfältig entwickeln müssen.

Wenn erschwert und verhindert wird, solche Führer an die Spitze der Truppenkorps zu stellen, wenn die Institutionen unseres Landes sogar ermöglichen, die Führer-Eigenschaften ganz offen als Grund anzugeben, daß jemand nicht als Truppenführer beliebt wird, dann ist alle Mühe und Arbeit für Erschaffung eines kriegszuverlässigen Wehrwesens vergeblich.

Für ängstliche Gemüter sei noch erwähnt, daß in der Demokratie nie zu fürchten ist, Charaktere könnten sich in beängstigender Zahl Geltung verschaffen. —

U. Wille.

Kriegslehren.

Von Hauptmann Otto Brunner, Instruktionsoffizier der Infanterie.

(Fortsetzung.)

Nach den glänzenden Siegen *Friedrichs des Großen* und damit den letzten großen Siegen eines europäischen Söldnerheeres gegen europäische Gegner verknöcherte nach dem Tode des großen Meisters das preußische Heer, das eben zum größten Teile *seine* Schöpfung gewesen war. Ueber Kleinigkeiten, über einem jeden *Geist* tötenden und als Selbstzweck betriebenen öden Paradedrill und blödem Formalismus verdornte, was noch an Geist von seinem großen Führer in ihm vorhanden war. Und am 14. Oktober 1806 brach bei Jena das äußerlich noch stolze Gebäude *schmählich und ruhmlos zusammen!* Die zerstreute Fechtart des französischen Heeres, jenes neue, durch die französischen Revolutionsheere eingeführte Kampfverfahren, unterstützt von wuchtigen, massigen Sturmkolonnen zerschmetterte die Kampfweise eines Heeres, bei dem der Einzelne nicht zählte, keine Denkfähigkeit entwickeln durfte, in dem der Großteil der Leute gewaltsam zum Dienste gepreßt war. *Napoleon, ein Kind der Revolution und ihr unbewußter Executor und mit ihm der freie Geist der Revolution siegte über den Zopf eines abgelebten Zeitalters.* Das größte Kriegs- und Feldherrengenie, das die Welt seit Alexander dem Großen und Hannibal gesehen, erhob Frankreich auf den Gipfel seiner Macht. „Ein Grund“, schrieb der unsterbliche Reformator der geschlagenen preußischen Armee, *Gneisenau*, „hat Frankreich besonders auf diese Stufe der Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitze der Armee Helden, an die ersten Stellungen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte.“ Und indem *Gneisenau* ganz richtig die Macht, die in dem durch die französische Revolution eigentlich erweckten *Nationalgefühl* und *Patriotismus* liegen mußte, erkannte, erfaßte er auch jetzt schon voll und ganz die Konsequenzen, die sich aus dem Zusammenbruch von Jena ergaben. Es mußte vor allem mit dem alten Systeme der Heeresbeschaffung gründlich gebrochen werden. *Die allgemeine Wehrpflicht* mußte in noch viel allgemeinerem Maße, als dies unter der Herrschaft der Revolution oder des ersten Kaiserreiches gehandhabt worden war, in Preußen durchgeführt werden. Man mußte sie zum Prinzip, zur höchsten Bürgerpflicht und zum schönsten Bürgerrecht erheben,

um das Vaterland aus seiner tiefen Erniedrigung zu retten.

„Um ein Volk zu Soldaten zu machen“, führte Gneisenau in einer Denkschrift aus, „muß ihm *inmitten im Frieden militärischer Geist* eingefloßt werden. Als Mittel zu diesem Zwecke dienen: Allgemeine Volksbewaffnung, kriegerischen Geist erweckende Uebungen, die Erziehung des Volkes zu Verteidigern ihres Herdes, ihres Eigentums und ihrer Familie, zur Anhänglichkeit an Regierung und Vaterland. Hat ein Volk Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit, dann wird es sich eher vernichten lassen, als solche aufgeben.“

Und in der Tat: die Gründlichkeit, wie Preußen den Ursachen seines Zusammenbruchs nach Jena nachging und die Folgerichtigkeit, mit der seine leitenden Männer sie erfaßten, steht wohl einzig in der Weltgeschichte da. Und die Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner nationalen Anstrengung, sich aus der Schmach zu erheben, ist bewunderungswürdig. Der Feudalismus wurde hinweggefegt; die Volksbildung durch Verbesserung des Schulwesens gehoben, vor allem aber die allgemeine dreijährige Wehrpflicht zum Grundsatz erhoben. Und gleichsam zur Krönung der ganzen Heerreform erfolgte 1810 die Schaffung des preußischen Generalstabes, der die von Napoleon entwickelte Idee weiter ausbauend, schließlich vorbildlich werden sollte. Im Jahre 1813, also im Jahre des Befreiungskrieges erfolgte die Gründung der berühmten *preußischen Landwehr*, die Preußen zur regulären Armee hinzu noch 149 Bataillone und 113 Schwadronen verschaffte! *Daß aber Preußen die militärischen Grundgedanken der Revolution, zumal die allgemeine Volksbewaffnung in vollendeter Weise durchführte bleibt Scharnhorst's und Gneisenau's Ruhm.*

Nur Preußen hatte die Lehre seiner Niederlage voll und ganz erfaßt; alle anderen Staaten: Oesterreich, die kleinen deutschen Staaten, Rußland und auch Frankreich selbst, sie alle unterließen in ihren an die napoleonische Epoche anschließenden Heeresreformen den Hauptpunkt: Die Erziehung des Volkes durch die Schule des Militärdienstes. Sie behielten ihre Leute 7 Jahre bei der Fahne und ließen sie so die Fühlung mit dem bürgerlichen Leben vollständig verlieren. War in Preußen die dreijährige strenge Schule des Militärdienstes ein Gewinn auch für die bürgerliche Brauchbarkeit und das bürgerliche Leben des Mannes, so war in den übrigen Staaten die sieben- oder noch mehrjährige Dienstpflicht ein Verlust. Auch war ihre Wehrpflicht insofern nicht eine allgemeine, als durch die Möglichkeit des Loskaufs gerade den besitzenden Klassen eine Hintertür offen blieb. Die Früchte seiner Heeresreform sollte Preußen bei Sadowa, Gravelotte und Sedan ernten!

Fürwahr, müssen wir Schweizer nicht ein gewisses Gefühl der Beschämung empfinden, wenn wir daran denken, wie lange es ging, bis wir aus der Zeit unserer tiefsten nationalen Erniedrigung, dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft unsere Lehren zogen? Wir dürfen ja ruhig sagen, daß wir eigentlich erst mehr als hundert Jahre später unser Wehrwesen auf eine wirklich gesunde Basis stellten, die alleine die Möglichkeit bot, ein auch in seinem innersten Kerne kriegstüchtiges Heer zu schaffen.

Preußen erntete aber schon die Früchte seiner nationalen Wiedergeburt im Kampfe für seine Wiederbefreiung von der Fremdherrschaft, im *Befreiungskrieg von 1813*. Die preußische Heerführung, vor allem Blücher und sein genialer Stabschef Gneisenau, beides gelehrige Schüler Napoleons, zeigten sich je länger desto mehr ihrem größern Lehrmeister gewachsen, der durch Körperfülle und Krankheit phlegmatischer und dessen Geist weniger elastisch geworden war. Napoleon fiel der Sieg je länger desto schwerer, sein Geist entbehrte mehr und mehr des kühnen Schwunges und er suchte seine Siege je länger desto mehr durch den brutalen Druck kolossaler Massen herbeizuführen. Sie wurden verlustreicher als früher und als nach dem fürchterlichen Zusammenbruche in Rußland der Feldzug in Frankreich folgte, trug die Kriegsführung Napoleons schon deutlich den Stempel des „*Va banque*“ Spiels und an seinem tragischen Ausgang konnte auch die später siegreiche Schlacht von Ligny nichts ändern.

Es ist interessant zu sehen, welche verschiedene Wege der Entwicklung nach dem Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft das französische und das preußische Heer nahmen. In der längern Zeit der Abspannung, die auf die lange Aera der napoleonischen Kriege folgte, hatten beide Armeen reichlich Zeit, sich von den Wunden, die jene Kriege geschlagen, zu erholen und die Lehren, die sie in so überreichem Maße boten, zu verwerten.

Die *preußische Armee* hatte den Vorteil einer ruhigsystematischen und bis aufs Mark gründlichen Fortentwicklung, die es verstand, das Unwesentliche vom Wesentlichen und vom bloßen Scheine fernzuhalten und als die eine Hauptbedingung allen kriegerischen Erfolgs die angestrengteste, ehrliche und gründliche Arbeit im *Frieden*, d. h. die *einfache Erziehung des Soldaten zur Pflicht erblickte*.

Die *französische Armee* betrat den Weg glänzender und bestechender Erfolge in kolonialen Kriegen, Algier hauptsächlich, Kriegen, die, weil gegen einen, wenn auch noch so tapfern, so doch kulturell minderwertigen Gegner geführt, wie alle Kolonialkriege geeignet waren, den Blick für die wahren Erfordernisse des Kriegsgenügens zu trüben und die Truppe und die Führer mit einem auf falscher Grundlage beruhenden Selbstbewußtsein und Chauvinismus zu erfüllen. Noch einmal schien zwar der Ruhm der französischen Waffen in hellstem Lichte, als zugleich mit den politischen Triumphen der Staatskunst Napoleons III. auch die politische Macht Frankreichs durch das neue Kaiserreich eine Wiedergeburt erlebte. Der *Krimfeldzug* mit der Erstürmung des Malakoffs und die Siege auf den *oberitalienischen Schlachtfeldern* waren neue Ruhmesblätter der französischen Waffen. Der altgewohnte, der gallischen Rasse eigene und am nächsten liegende Angriffsgeist und Elan siegte über die veraltete Taktik der Oesterreicher, die, wie ein moderner Geschichtsschreiber richtig bemerkt, von dem Gedanken der äußersten Vorsicht ausging und alles vernachlässigte, was den Wert der Offensive ausmachte. Die französische Armee kam in den Ruf der Unbesiegbarkeit und die französischen Heerführer wurden in dieser Ansicht bestärkt. Es folgte eine Zeit, wo in unserer schweizerischen Armee die Nachahmung franzö-

sischen Wesens gerade so ausgeprägt war, wie heute diejenige preußischen und wo unsere jungen Offiziere die weiten französischen Pluderhosen mit dem gleichen Gefühle des Hochgenusses trugen, wie heute unsere jungen Leutnants die in die Taille geschnittenen blauen Blousen, — nur mit dem Unterschiede, daß jene damals Ordonnanz waren!

Und doch trug schon damals das französische Heer den Keim des Niedergangs in sich. Denn auch ein Heer von kriegs- und sieggewöhnten *Troupiers* geht innerlich zu Grunde, wenn man im Frieden versäumt, was man im Kriege an Ruhm gewonnen auch wirklich bei Führern und Truppe geistig, seelisch zu verwerten! Zu verwerten bis zum einzelnen Kämpfer herab. Und das war es gerade, was man im französischen Heer vor 1870 versäumt hatte! Wo die Abrichtung des Soldaten sozusagen ausschließlich in den Händen altgedienter Unteroffiziere, *Troupiers* eben lag, denen naturgemäß der Blick fürs Große abging und sich auch die Subalternoffiziere sehr wenig, wenn überhaupt um die seelische Ausbildung, die Charakterbildung ihrer Untergebenen bekümmerten!

Man muß die preußische Militärliteratur jener Tage studieren, vor allem die Denkschriften, Aufsätze und Vorträge eines Mannes, wie des Prinzen Friedrich Karl, des spätern Heerführers in den Kriegen 1866 und 1870/71. Wir sehen dort, wie man in der preußischen Armee trotz aller Hochachtung vor den französischen Waffenerfolgen dieselben doch nicht überschätzte und klar erfaßte, worin man der französischen Armee überlegen sein mußte, um sie zu besiegen. Sie zeigen, wie gründlich und systematisch man sich in Preußen auf den unvermeidlichen Zusammenstoß mit Frankreich, ohne den eine nationale Einigung nicht möglich war, vorbereitete. Der gleiche gründliche Geist, der das Unwesentliche vom Wesentlichen zu scheiden vermag, tritt uns auch bei dieser Gelegenheit im glänzendsten Licht entgegen.

In einem Vortrage über die Kampfweise der Franzosen untersucht Prinz Friedrich Karl, wie man die sieggewohnten Franzosen besiegen könne und kommt zu folgendem Schlusse:

„Es muß erstens die vollste kriegerische Tüchtigkeit der einzelnen Individuen, aus denen eine Armee besteht, im Frieden mit Ernst angestrebt werden.

Demnächst müssen Männer unsere Heere und größeren Heeresteile kommandieren, welche sich auf die Kriegsführung und darauf, die drei Waffen gemeinsam wirken zu lassen, hinlänglich verstehen.

Endlich müssen die eingeübten taktischen Formen die Verwendung der Waffengattungen und der einzelnen Truppenteile, wie auch des einzelnen Soldaten in der größten Mannigfaltigkeit, hauptsächlich aber in der Weise gestatten, wie sie den kriegs- und sieggewöhnten Franzosen gegenüber nötig erscheint. Sind aber volle kriegerische Tüchtigkeit des Einzelnen und ausreichende höhere Führung gepaart und haben solche Führer und Truppen den ernststen Willen, einen Gedanken zur Tat werden zu lassen, so werden sie nicht leicht um das Mittel verlegen sein.

Vor allen Dingen muß man nur etwas wollen. Wer da will, der kann auch, denn der Wille ist schon die halbe Tat. Bedenken und Unsicherheit

wegen der Wahl des Mittels hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat zu wollen!“

Und indem der Prinz dann ausführlich den vollen kriegerischen Manneswert analysiert, kommt er zum Schlusse, daß derselbe erst dann erreicht wird, wenn auch die *seelischen Kräfte des Soldaten ausgebildet werden*. „In der Seele also liegen die Eigenschaften, durch die man Schlachten gewinnen oder verlieren macht. Alles andere gleich gedacht, werden die Schlachten nicht deshalb verloren, weil die großen Eigenschaften der Seele auf der einen Seite stärker sind als auf der andern und länger aushalten. Was macht eine Schlacht verlieren? Doch nicht, daß das eine Heer vom andern ganz ausgerottet wird, wie in einem Zweikampfe, wo einer den andern tötet? Doch nicht die Größe der Verluste, die ja während des Kampfes auf beiden Seiten ziemlich gleich groß sind? Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft, wie uns der geistreiche Graf de Maistre erzählt, nur eine Schlacht, die man verloren glaubte, an deren folgenden Tagen ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Viktoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten.“ Diese Zeilen wurden vor dem deutsch-französischen Kriege verfaßt und wer dächte nicht an ihre glänzende Bestätigung am Abend nach der Schlacht von Gravelotte? Die deutsche Armee war tatsächlich von der französischen geschlagen, sie hatte im Zahlenverhältnis von 1 zu 2 eine doppelt so starke Armee angegriffen, nein angefallen und war mit schweren Verlusten zurückgeschlagen worden, aber sie behauptete sich trotz völliger Erschöpfung der Truppen auf dem Schlachtfelde und zwang so die Geschichte sie für den Sieger zu halten, weil der Gegner es nicht wagte, seinen Erfolg auszunützen, da er den kühnen Angreifer als weit stärker und überlegen betrachtete.

Fürwahr, wenn die im Kriege 1870/71 geschlagene französische Armee eine Lehre aus ihrer Niederlage ziehen wollte, so hätte sie diese nicht weit zu suchen. Und wenn sie je hofft, den alten Ruhm ihrer Waffen wieder herzustellen, so braucht sie nur diesen herrlichen Worten des Prinzen Friedrich Karl nachzuleben und damit in den ureigensten Geist des Siegers einzudringen, um ihn mit seinen eigenen Waffen und seinem eigenen Geiste zu bekämpfen und — zu besiegen!

Denn ist es nicht höchst potenziertes, männlicher, sieghafter Geist, der aus all diesen Worten spricht? War es ein Wunder, daß bei dem großen Vorspiele zur Einigung des deutschen Reiches die österreichische Armee im Kriege 1866 der preußischen gegenüber unterlag? Von einer unglaublich einseitigen Verwertung der Kriegserfahrungen von 1859 ausgehend hatten sich die Leiter der österreichischen Armee zu der Annahme verleiten lassen, daß die Franzosen einzig und ausschließlich durch kühne Bajonettangriffe ihre Siege erfochten hätten. Es setzte eine völlig geistlose Nachahmung eines mißverstandenen Vorbildes ein! Das Feuergefecht wurde fast nicht mehr geübt und eine brave Truppe im wahnsinnigen Drauflosstürmen und in einer durchaus einförmigen, überall und immer angewendeten Stoßtaktik geübt, die im Kriege versagen mußte. An der Spitze der Armee aber ein hochbedauernswerter Feldherr, Be-

nedek, der sich seiner Aufgabe von Anfang an nicht gewachsen fühlte!

War es ein Wunder, wenn schon damals ein unheimliches Gefühl die französische Nation und ihr Heer beschlich, das seinen Ausdruck allerdings vorläufig nur in dem leidenschaftlichen Rufe: „*Rache für Sadowa!*“ fand? Nicht umsonst warnte schon im Mai 1866 im Lager von Chalons der *General Bourbaki*, als man bei einem Vergleiche der beiden Gegner sich über Preußens Volk in Waffen lustig machte und sagte: „Ja, ja, spottet nur; diese Armee von Schreibern und Kleinigkeitskrämern wird nach ihrem Belieben nach Wien marschieren!“ Nicht umsonst warnte auch der französische Militärattaché in Berlin, *Oberst v. Stoffel*, in seinen Berichten an die französische Regierung davor, den Gegner zu unterschätzen. Was nützten seine Warnungen, wenn seine Berichte nicht einmal eröffnet wurden!

In *Tat und Wahrheit war Frankreich im Juli 1870 in keiner Weise zum Kriege bereit*. Das Ansehen der Monarchie war schon damals durch die letzten Mißerfolge der Politik, hauptsächlich das Mexikoabenteuer in seinen Grundfesten erschüttert, worunter auch die Festigkeit der Armee gelitten hatte. Der Kaiser ein totkranker Mann. Ein dumpfes Gefühl des eigenen Ungenügens, *das schlechte Gewissen* suchte man vergeblich durch einen gekünstelten, unnatürlichen Begeisterungstaumel, den viele als wahren Patriotismus halten mochten, niederzukämpfen. Man erwartete vor allem Wunder von dem berühmten Chassepot-Gewehr und den damals neuen Mitrailleusen. Man wollte den Gegner angreifen, man wollte nach Berlin! Man wollte, . . . und man fühlte instinktiv, daß man nicht konnte! Es gibt wohl nichts kläglicheres, als den vollständigen *Zusammenbruch der von Napoleon III. geplanten französischen Offensive über den Rhein!* Unter Mißachtung der einfachsten strategischen Grundsätze hatte man auf französischer Seite die 8 Korps der ganzen Ostgrenze entlang in einigen mehr oder weniger großen Gruppen verzettelt, ohne sie in festgegliederte Armeen zu formieren und so weit auseinanderlegend, daß eine gegenseitige Unterstützung auf längere Zeit ausgeschlossen war. Und so wurden sie dann einzeln — *Frossard bei Spichern, Douay bei Weißenburg, Mac Mahon bei Reichshofen* von den kraftvoll heranmarschierenden deutschen Armeen geschlagen. Unter jeder Verkenntung wirklicher Kriegsbereitschaft hatte man französischerseits die Armee an die Ostgrenze geworfen, bevor nur ihre Mobilisierung beendet war, d. h. bevor nur die Einheiten durch die Einreihung der Reservisten die Kriegsstärke erhalten hatten. Ganze Divisionen waren ohne ihre Trains, andere ohne Kochgeschirre, wieder andere ohne Zelte, die Eisenbahnen verstopft, die Verpflegung durchaus ungenügend. *Statt der erhofften Siege kamen Niederlagen, deren Eindruck auf Führer, Truppe und Volk ein geradezu niederschmetternder war.* Und alles, was folgte bis zur Katastrophe von Sedan und der Einnahme von Paris war nichts als das gerechte Urteil des Krieges über ein innerlich unfertiges Heer! Und der Kampf der französischen Volksheere wurde zum Verzweiflungskampfe, der an dem Endausgange nichts ändern, sondern ihn nur etwas hinauszuschieben vermochte. *Denn was im Frieden versäumt, kann im Kriege*

nicht mehr nachgeholt werden und ein Sieg der schlecht ausgerüsteten und noch schlechter ausgebildeten Massenvolksaufgebote über ein kriegs- und sieggewohntes Heer war von vornherein vollständig ausgeschlossen! Die Unbrauchbarkeit von nur ganz oberflächlich ausgebildeten Milizformationen zu größeren Offensivunternehmungen wird am glänzendsten durch die Schlachten von Beaune La Rolande und an der Lisaine bewiesen. Bei *Beaune La Rolande* hatte General v. Voigts-Rhetz mit 11,000 Mann gegen 60,000, mit 3 Brigaden gegen 6 Divisionen des Gegners Stand halten müssen, bis ihm gegen Abend Hilfe kam. Bei der *Lisaine* hielten sich rund 45,000 Deutsche und zum großen Teile Landwehrformationen drei Tage lang gegenüber 120,000 Franzosen, deren Angriffe an ihrer Stellung zerschellten! Gerade so unbrauchbar zur Offensive im Großen waren die Buren gegenüber den Engländern und innere, in der Moral ihrer Kämpfer liegende Gründe waren es, die sie zu einer rein defensiven Kriegsführung veranlaßten.

Moltke kann mit Recht am Schlusse seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges sagen:

„Der unter Aufbietung gewaltiger Kräfte von beiden Seiten geführte Krieg war bei rastlos schnellem Verlauf in der kurzen Zeit von sieben Monaten beendet.“

Gleich in die ersten vier Wochen fallen acht Schlachten, unter welchen das französische Kaisertum zusammenbrach und die französische Armee aus dem Felde verschwand.“

Wenn es ein Beispiel der Kriegsgeschichte gibt, das für uns Schweizer besonders lehrreich sein muß, so ist es *nebst den Lehren* des französischen Volkskrieges der *südafrikanische Krieg*. Und wir dürfen wohl trotz allen Mitleids für die Buren sagen, daß es gerade für uns biedere Eidgenossen ein wahres Glück war, daß die Buren unterlagen und auch hier wieder der gerechte Richter Krieg sein ebenso gerechtes Urteil fällte. Denn das ist klar: wenn die Buren gesiegt hätten, wir hätten heute die neue Wehrverfassung noch nicht! Wir würden auch heute noch frisch bestärkt in den *althergewonnenen Anschauungen*, daß jedes Heerwesen vor allem auf die nationalen Eigentümlichkeiten, das ist die Schwächen eines Volkes, zugeschnitten sein müsse, und daß vor allem jedes Heer seine eigene „nationale“ Disziplin, und vor allem ein republikanisches Heer seine mehr „selbstgewollte“ Unterordnung haben müsse, weiter gondeln! Wir würden heilig davon überzeugt sein, daß, wenn nur einmal die Gewehre losgehen und die Kanonen donnern, dann die Welle heiligster Vaterlandsliebe alles mit sich fort zum Siege reißen müsse. Wie trügerisch war doch das Vertrauen der Buren in ihre überlegene Beweglichkeit und Schießkunst und ihre Vertrautheit mit dem Gelände. Wie bitter rächte sich nicht ihre „mehr selbstgewollte Unterordnung“, die dem Egoismus des Einzelnen und dem blassen Selbsterhaltungstrieb Tür und Tor öffnete und zur Folge hatte, daß nie mehr als $\frac{2}{3}$ der wehrfähigen Mannschaft im Felde stund, der andere Drittel aber friedlich zu Hause seinen Acker pflügte!

(Fortsetzung folgt.)